

Die Lust am fremden Blick

Claus Strigel ist ein eigenwilliger Dokumentarfilmer, der vertraute Dinge gerne ganz neu sieht und die Bilder erzählen lässt.

Er beschäftigt sich mit so unterschiedlichen Themen wie der neuen Arbeitslosigkeit, dem Wesen des Geldes und traumatisierten Schimpansen

VON BARBARA HORDYCH

Was für eine Geschichte! Hinter der Kamera die schöne persische Dichterin, in ihrer Zerrissenheit zwischen konservativem Rollenbild und revolutionärer Aufbruchsstimmung die bis heute bedeutendste Repräsentantin der iranischen Moderne: Forough Farrokhzad, die 1967 im Alter von nur 32 Jahren bei einem Autounfall tödlich verunglückte. Vor der Kamera der sechsjährige Junge, der im nordiranischen Tapiz in einem Lepra-Ghetto lebt. Beider Wege kreuzen sich, als Farrokhzad 1960 einen Film über das Leben der Aussätzigen dreht, der Weltruhm erlangen sollte: „Das Haus ist schwarz“. Ein Film, der aber auch die Welt des kleinen Hossein Mansouri verändern sollte – denn die Lyrikerin und Regisseurin, die heute als „iranische Ikone der Freiheit“ verehrt wird, nahm den Jungen nach Abschluss der Dreharbeiten mit sich nach Teheran und adoptierte ihn.

Sicherlich hat sie ihm damit das Leben gerettet. Denn wie lange wäre er noch gesund geblieben inmitten der Leprakolonie, mit einem infizierten Vater und Schulkameraden, die alle schon von der Krankheit grausam verstümmelt waren? Vielleicht hat sie sich damit aber auch ein wenig selbst gerettet. War ihr doch ihr einziges Kind, ein Junge, weggenommen worden, nachdem sie ihren 15 Jahre älteren Mann verlassen hatte.

Es dauerte lange, bis Hossein das Wort „ich“ über die Lippen brachte

Die gemeinsame Geschichte von Adoptivmutter und Adoptivsohn erzählt der Münchner Filmemacher und mehrfache Grimme-Preisträger Claus Strigel in seiner wie ein orientalisches Märchen anmutenden Dokumentation „Mond Sonne Blume Spiel“. Darin folgt er den verschlungenen Wegen des heute 52-jährigen Hossein, der als Übersetzer im Münchner Westend lebt und sich als Bote von Foroughs Werk versteht. „Es dauerte lange, bis Hossein das Wort ‚ich‘ über die Lippen brachte“, erinnert sich Strigel an die Dreharbeiten. Bis dahin hatte der persische Exilant jahrzehntelang nur in der Er-Form über das Schicksal des kleinen Jungen gesprochen, wenn er öffentlich aus seinen Übersetzungen von Foroughs Versen las, ihren Film über das Lepra-Ghetto zeigte.

Als er seine Zustimmung zu dem 90-minütigen „wahren Märchen“ gab, das seine Premiere 2008 bei den Internationalen Hofer Filmtagen feierte, empfand er das als Befreiung. „Er sagte, gut, jetzt bist du geschickt worden, um Foroughs Bote zu werden. Und meine Aufgabe habe ich erledigt“, erläutert Strigel die „persische Sichtweise“ auf das Geschehen. Mit etwas Unbehagen, etwas Belustigung – und auch ein wenig Stolz.

Seine Filmproduktionsfirma, die ganz im Geiste der 70er Jahre im Namen noch die Aufforderung „DENKmal“ trägt, gründete der heute 57-Jährige 1976 gemeinsam mit dem damaligen Filmhochschüler Bertram Verhaag. Zu diesem Zeitpunkt studierte er – trotz ambitionierter Versuche mit Super-8-Filmen in seiner Jugend – Pädagogik, Philosophie und Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität. Bis ihm die konkrete Politik dazwischen kam: „Auslöser war eine Studentenversammlung an der LMU“, erzählt der Filmemacher mit den wild nach allen Seiten abstehenden Haaren. Die wurde, weil nicht ge-



Im Film ist vieles möglich: Der Dokumentarfilmer Claus Strigel beweist das mit jedem neuen Werk wieder. Seit mittlerweile 36 Jahren dreht er „dokumentarische Erzählungen“ über die unterschiedlichsten Themen.

FOTO: STEPHAN RUMPF

nehmigt, plötzlich von 600 Polizisten überrannt. „Für jeden von uns waren praktisch zwei Polizisten da, wir alle wurden erknennungsdienstlich behandelt, teilweise in U-Haft genommen“, sagt er.

Das empörte Strigel derart, dass er das Foto- und Filmmaterial, das einige Studenten vor ihrer Festnahme noch heimlich aufnehmen und unter die Bänke kleben konnten, zu einer Dokumentation zusammenstellen wollte. Weshalb er Kontakt zu Gleichgesinnten an der Filmhochschule aufnahm – und Bertram Verhaag kennenlernte. Der daraus entstehende Film „Angriff auf die Demokratie“ mauserte sich zu einem Kultstreifen, wurde jahrelang an den Universitäten als Semestereinstieg gezeigt – und ist im nächsten Jahr bei einer Ausstellung im Stadtmuseum zu sehen.

Von Anbeginn an ist die „Denkmal-Film“ in der Maxvorstädter Schwindstraße beheimatet, wo die Umgebung noch nahe „ungentrifft“ ist, wie Strigel erleichtert sagt. Ein runder Tisch für Mitarbeitergespräche, eine ständig zischende Kaffeemaschine, ein versteckter Innenhof. Und ein kleiner Vorführraum, in dem die „erzählerischen Dokumentationen“,

wie Strigel seine eineinhalbstündigen Filme bezeichnet, ihr Leitwanddasein beginnen. Das ohne Kooperationen mit dem BR, WDR, ORF, 3sat und Arte nicht zu finanzieren wäre. Als filmischer „Borderliner“ bezeichnet sich der begeisterungsfähige und unprätentiöse Filmemacher, der sich gegen ein eindeutiges Profil mit festen Themenschreibungen verwarft. Auch wenn er weiß, dass er dadurch für potenzielle Geldgeber schwerer zu kalkulieren und einzuschätzen ist. Sicher auch ein Grund, weswegen er die gemeinsame Autorenschaft mit Bertram Verhaag – der gerne über lange Zeiträume dasselbe Thema verfolgt – vor mehr als zehn Jahren aufgab. Nichtsdestotrotz sind beide bis heute unter dem Dach der Denkmal-Film zusammengeblieben. Jeder als sein eigener Autor, Regisseur und Produzent.

Allene Strigels jüngste Arbeiten beleben die Bandbreite seiner Interessen: Die reichen vom Sujet Geld („Der Schein trägt“, 2009) über das Thema Arbeit in einer Gesellschaft, der die Arbeit auszugehen droht („Freigestellt“, 2012), bis hin zu einem Resozialisierungsprojekt für traumatisierte Schimpansen („Unter Men-

schen“, 2012). So unterschiedlich seine Projekte auch sind, ein roter Faden durchzieht sie alle: „Was mich fasziniert, ist das Staunen, der fremde Blick auf vertraute Dinge“, überlegt Strigel. Fremd könne der Blick auf so alltägliche Dinge wie Geld oder Arbeit sein, fremd war ihm natürlich auch die iranische Gesellschaft der 50er, 60er Jahre, in die er für seinen Film über Forough und Hossein eintauchte.

Er weiß, dass er für potenzielle Geldgeber schwer zu kalkulieren ist

Davon nicht zu trennen ist für ihn die Frage nach dem Menschenbild und den Machtverhältnissen. Etwa bei der Arbeit. Muss der Mensch dazu gezwungen werden? Oder ist es nicht vielmehr so, dass Menschen von alleine etwas tun, „wenn sie finden, was sie wollen und das tun dürfen“? Eine der Fragen, der er in seinem Film „Freigestellt“ nachspürt, der im Oktober bei den Internationalen Hofer Filmtagen Premiere feierte und im Anschluss im Münchner Atelier-Kino lief.

Eine gewisse Sturheit attestiert er sich durchaus selbst. Wie hätte er auch sonst sechs Jahre an einem Projekt wie „Der Schein trägt“ festhalten können, das er bereits 2003 zahlreichen Sendern – vergeblich – vorgeschlagen hatte. Erst als die Finanzkrise sich abzeichnete, erhielt Strigels Exposé plötzlich den Vermerk: „Sofort machen!“, vom damaligen Fernsehleiter des Bayerischen Rundfunks, Gerhard Fuchs, persönlich. 2009 war der Film endlich fertiggestellt – und wurde von Kritik wie Publikum als „intelligenter Kommentar“ zur Finanzkrise gelobt. „Dabei reichen die Überlegungen unserer Experten lange in die Zeit vor der Krise zurück“, sagt Strigel.

Ein unvorhersehbares Zusammenspiel von Kräften, das ihn mitunter wegen seiner Absurdität verzweifeln lässt – aber immer nur beinahe. Denn es ist sein eigenes „wahreres Märchen“, dass seine Hartnäckigkeit immer belohnt wird. Solange es mitunter auch gedauert habe, gibt Claus Strigel zu bedenken, könne er doch eines behaupten: Letztendlich habe er, bis jetzt, jedes Projekt, das er wirklich habe machen wollen, auch umsetzen können.